

Der nährische Maler

Autor(en): **Hansjakob, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **3 (1899-1900)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661557>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Laßt allen Winden folgen die Propheten,
In jedem Winkel forschen des Planeten —
Wir wissen wohl: Verloren wär' verloren,
Wenn nicht das Paradies, das jene Tore
Vergebens suchten von den Höh'n der Gletscher
Bis zu des Golfstroms wonnigem Geplätscher
Und nun auf dieses neuen Weltteils Stätten,
Längst Weise in sich selbst gefunden hätten.

Josef Oswald.

Der närrische Maler.*

Von Heinrich Hansjakob.

Schon in den Erinnerungen aus meiner Jugend- und Studienzeit habe ich eines Mannes erwähnt, den ich als Knabe fürchtete und als Student mit Ehrfurcht und Staunen betrachtete. Er stand in meiner Knabenzeit manchmal halbe Tage lang auf der „Gottlüt-Bruck“ über dem Klosterbach und schaute stumm und still bald in das davoneilende Wasser bald hinüber an die waldigen Berge jenseits der Kinzig, oder ein andermal stand er ebensolang auf dem Marktplatz und ebenso stumm und still. Scheu eilten wir Buben an ihm vorüber und flüsterten uns leise zu: „Der nerrscht Moler!“

Wenn ihn bisweilen ein Kühnerer unter uns aufschreckte mit dem Ruf: „Sandhas, Sandhas!“ so wachte er auf, nickte freundlich und eilte davon.

* Der in Freiburg in Amt und Würden stehende Verfasser dieser Geschichte, Pfarrer Dr. Hansjakob, ist der hervorragendste badische Volkschriftsteller. Die schlichte, aber kraftvolle Wiedergabe des unmittelbar Erlebten und Gehörten ist sein Lieblingsgebiet. Seine Erzählungen erwecken den Eindruck von Lebensbeschreibungen. Wenn er aber in der vorliegenden Geschichte bekennet, er sei weder frei, noch Poet, so ist er zu bescheiden. Denn wenn er auch den Vorschriften seines Amtes gehorcht, so ist er doch herzstärkender, freier Gesinnung, und wenn er auch kein Künstler ist und auf die Technik und die Hilfsmittel derselben verzichtet, ja häufig etwas scheu da aufhört, wo der Dichter fest anfängt, so ist er dennoch ein Dichter, der Charaktere plastisch vor uns hinzustellen vermag. Seine Erzählungen, die im Inseratenteil genannt sind und deren Begebenheiten, wie bei Jer. Gotthelf, meistens in der Heimat des Verfassers sich abspielen, verraten eine erstaunliche Welterfahrung und Menschenkenntnis. Er liebt die Menschenkinder und lächelt über ihre Gebrechen und leidet mit ihnen.

Es war ein wunderbar schöner Mensch, dieser närrische Maler. Auf einer großen, schlanken, graziösen Figur saß ein Albrecht Dürer-Kopf, und zwischen dem dunkeln, langen Kopf- und Barthaar schauten ein paar große, blaue, ebenso geistreich wie düstere Augen hervor. Seine ganze Erscheinung war vornehm.

Ich suchte viele Jahre später als älterer Gymnasiast mich ihm bisweilen zu nähern, wenn er auf dem Marktplatz oder auf jener Brücke stand oder beim Bierkrämer am einsamen Tisch ein Glas Bier trank. War er gut aufgelegt, so bekam man einige wenige Worte von ihm; bisweilen skizzirte er auf Wunsch am Biertisch ein Porträt flüchtig auf ein Stück Papier, meist aber, wenn man ihn anredete, lachte er hohl und unheimlich in sich hinein und eilte davon.

Ein Zufall hat es mir möglich gemacht, in das Leben dieses bedeutenden Menschen näher schauen zu können, der als armer Narr von dieser Erde schied, zu Lebzeiten in seiner Heimat Hasle verkannt und verspottet.

Der Kupferschmied Lorenz Sandhas, von dessen geistreichen Söhnen wir früher erzählt, hatte einen Bruder, der Schmied war. Dieses Schmieds Tochter Margarethe, oder wie die Haslacher sagen „Gretle“, war das schönste Mädchen im Städtle und hatte auch vom Geiste ihres Geschlechtes nicht wenig.

In Hasle waren die Menschen in früheren Zeiten noch viel mehr begeistert für Gesang und Saitenspiel als heute. Singen und Musizieren ist immer ein Zeichen von lustigen Leuten, und solche gab's in Hasle zu allen Zeiten, vorab aber in der, von welcher wir jetzt reden.

Es war eine stürmische, sorgenvolle Kriegszeit, die der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, aber trotzdem standen in Hasle die genannten Musen im Flor.

Des Schmied-Sandhasens Gretle war neben ihrer Schönheit die erste Sängerin im Städtle, und wenn sie in der Kirche sang, hörten die Leute mit Beten auf.

Unter denen, die bei den „musizirten Hochämtern“, beim Kirchenchor mittaten, war auch der fürstenbergische Gefällenehmer Hans Wölfle von Wolfach, ein geborener Hüfinger. Er spielte ebenso schön die Violine, als das Gretle schön sang.

Der Gefällenehmer kam von Wolfach extra her, um mit den Haslachern musizieren zu können. Er war ein Vierziger und Hagestolz. Das Gretle gefiel ihm und als er Ende der neunziger Jahre nach Hüfingen versetzt wurde, folgte ihm das schöne Mädchen, dem der „Herr“ imponirte,

und das sich für einen „Burger“ zu schön dünken mochte. Es folgte ihm als Haushälterin. —

Ueberschlagen wir die nächsten drei Jahre, welche das Gretle in Hüfingen verbrachte. Eine freie, poetische Feder könnte sie schildern; ich bin weder frei noch Poet. —

Es ist ein kalter, rauher Wintertag des Jahres 1801. Fahl leuchtet die Sonne über die Höhen des Schwarzwaldes zwischen Donau- eschingen und Triberg. Die Tannen rauschten, geschüttelt vom eisigen Winde. Ein junges Weib mit einem Kind im Arm schreitet den einsamen Weg im Schnee daher. Eben hat die Sonne sich geneigt, als sie zum untern Thor der Stadt Billingen hinauseilt — in scheuer Hast.

Sie dachte nicht an den Winter, nicht an die Nacht, nicht an die Bürde, die sie trug. Ruhelos eilt sie weiter, gleichgiltig, welch' Los ihr werde draußen in der kalten Nacht. Der Weg ist noch weit bis hinab ins Kinzigtal; ob sie früh oder spät kommt, für ihre Schande ist's immer noch Zeit.

So stürmt sie fort in den kalten Abend, in die kalte Nacht hinein. Sie fühlt es nicht, wie das Kind erstarret in ihren Armen und ihre eigenen Kräfte immer mehr ermatten. Auf der eisigsten Höhe jener Gegend, auf der Sommerau, sinkt sie endlich am Wege nieder. Mutter und Kind sind bald — eingeschlafen.

Da führt der Himmel den Knecht eines benachbarten Gehöftes auf dem Heimweg von Peterszell her zu den vom Tod Umfangenen. Er reißt sie auf und schleppt beide mühsam durch Sturm und Schnee zum nächsten Hof.

Hier kehren sie ins warme Leben zurück, und das Mitleid läßt ihnen alle Pflege angebeißen. Aber von der Mutter war über woher? und warum? kein Wort herauszubringen. Lautlos saß sie vor ihrem Kinde, und nur so viel erfuhr die Bäuerin, daß sie hinunter wolle ins Tal, heim, und so viel fühlten alle im rettenden Hause, daß unendlich viel Weh und Leid auf der jungen Mutter ruhe.

Am Mittag des zweiten Tages zog sie weiter; sie dankte nicht für das Wiedererwecken in dies Leben, sie legte ein Silberstück auf den Tisch, nahm ihr Kind und schritt vollends der Wasserscheide zwischen Donau und Rhein zu und dann hinab ins Tal.

Schon ging der Mond auf über der alten Ruine der Kleinfürsten von Hufen, drunten an der Kinzig, als sie das einsame Städtchen gleichen Namens erreicht hatte. Aber hier verließ die späte Pilgerin die offene Landstraße; denn sie nahte der Heimat und wollte niemandem begegnen, der sie gekannt in besseren Tagen. Sie schritt über die Brücke bei Hufen

und aufs rechte Ufer des Flusses, wo schmale Pfade ungesehen hinabführen bis zur Kinzigbrücke bei Hasle.

Auf dieser Brücke, unter welcher die eisige Flut durchrauschte, blieb sie stehen. Hier begann bei der unglücklichen Mutter ein furchtbarer Kampf zwischen Liebe und Furcht, zwischen Schande und Verbrechen. Noch wenige Schritte, und sie stand vor dem Vaterhaus, in das sie eintreten sollte als Entehrte, aus dem der ernste Vater sie vielleicht sofort wieder hinausjagt samt ihrem Kinde. Wäre es nicht besser, das Kind oder sich und das Kind in den Fluten zu begraben und alles irdische Elend von den Wellen verschlingen zu lassen!?

In furchtbarem Seelenkampf hatte sie sich an die Brüstung gelehnt. Das Kind im Arme, starrte sie in die mondbeglänzte Flut. Das Rauschen des Wassers und der innere Kampf hatten ihr Ohr den Schritten eines Mannes verschlossen, der vom Dorfe Schnellingen her am Fluß heraufgekommen war auf spätem Heimweg nach dem Städtchen.

Es war der alte „dicke Metzger“ von Hasle, welcher von „Gai“ zurückkehrte und in der Blume zu Schnellingen noch den letzten Schoppen getrunken hatte. Von weitem sah er im Mondschein eine Gestalt an die Brücke sich lehnen, und je näher er kam, um so geheimnisvoller erschien ihm dieselbe.

Bis auf Brückenbreite kam er an sie heran. Jetzt sah er auch das Kind, erkannte des Schmieds schöne Margarethe und ahnte sofort, was hier geschehen sollte. Er faßte sie rasch und vorsichtig am Arm und sprach: „Gretle, wie kommst du hieher, und was hast Du vor?“

Umsonst will sie sich losreißen vom starken Mann, der bereits auch das Kind in seine Gewalt gebracht; ihr Angesicht verhüllend, stöhnt sie jetzt dumpf auf.

War sonst ein harter, spöttischer Mann, der dicke Metzger, aber das Leid des Mädchens ging ihm scharf ans Herz. Wird aber ein sonst harter Mensch einmal weich, so wird er's auch recht. Drum nahm der Dicke das Mädchen zunächst mit sich heim, versöhnte am folgenden Morgen den alten Schmied mit dem Unglück seiner Tochter und führte diese dann mit ihrem Kinde ins Vaterhaus. So kam der zukünftige „narrische Maler“ in die Haslacher Welt und in des Großvaters Schmiede.

In den ersten Tagen nach ihrer Heimkunft wanderte der Vater mit dem Gretle dem Pfarrhaus zu. Damals wohnte dort der würdige Pfarrer Herr Schuhmacher, von dem mein Vater mir fünfzig Jahre nach seinem Tod noch erzählte, daß er der Freund und Berater des ganzen Städtchens gewesen sei.

Der Schmied bat zunächst um „die heilige Tauf“, das Gretle schluchzte beschämt, aber der Pfarrer erschloß ihm nach einigen ernsten Worten durch Teilnahme und Trost das Herz. Es bekannte, wie daheim schon dem Vater, auch ihm alles: daß es durch das Versprechen der Heirat von seinem Dienstherrn verführt, später aber getäuscht, belogen und aus dem Haus gejagt worden sei.

Empört über die Handlungsweise des fürstenbergischen Beamten, meldete Pfarrer Schuhmacher den ganzen Vorgang an die fürstliche Regierung, trat energisch für das arme Gretli ein und setzte es durch, daß wenigstens ihr und ihrem Kinde eine Summe Geldes ausbezahlt wurde, die vor der äußersten Not sie schützen sollte nach dem Tode ihres Vaters.

Der alte Schmied starb bald darauf und hinterließ wenig, wie die meisten Haslacher. Sein Sohn, der junge Schmied, der gleiche, bei dem ich vierzig Jahre später manche Stunde verbrachte und dem ich oft sein Eisen hämmern half, übernahm Schmiede und Haus. Seine drei ledigen Schwestern, unter denen das Gretli die jüngste, hatten zwar das Wohnungsrecht im Hause, aber nur in einer Stube, und die war zu klein für vier Menschen; drum fanden sie sich mit dem Bruder ab und bezogen ein kleines Häuschen auf dem Graben, am Stadtbach.

Das Leben dreier lediger, vermögensloser Weibspersonen auf dem Lande ist ein sehr monotones und armseliges. Unsere drei Schwestern verdienten sich ihr Brot im Sommer mit Tagelöhnen auf dem Feld, im Winter mit Spinnen und Stricken. Gar öde muß es gewesen sein zur Winterszeit, wo die Sonne kaum an die kleinen Fenster gelangte in ihrem dunkeln Häuschen, in dem ich als Knabe später manch' helle Freude erlebte.

Da wohnte zu meiner Zeit im untern Stockwerk der alte „Saubrucker“. Seine Frau war Hebamme und sein Sohn Karl mein Schulkamerad. Vater und Mutter waren meist abwesend, der Alte auf dem „Sauhandel“, die Mutter in ihren dienstlichen Pflichten, und wir Buben allein in der Wohnung, wo wir alles zu unterst und zu oberst lernten. Kam dann der Alte heim, so hatte er in der Regel einen kleinen „Dusel“, sah die Unordnung nicht, die wir angerichtet, lobte uns, daß wir „so brav daheim gehütet“, und befahl uns, nur so auszuhalten, bis die Mutter käme. Dann ging er wieder, um seinen Dusel zu einem Zopf zu steigern, froh, daß er uns allein getroffen und nicht die Frau, die ihn daheim behalten hätte.

Eine Treppe höher befand sich die Wohnung eines weitem Kameraden, des dritten in unserm Bunde, des Holzer-Peters-Rudolf, dessen ich in meinen Erinnerungen aus der Jugend- und Studienzeit erwähnt

habe. Seine Mutter, eine alte Wittwe, und deren noch ältere Schwester wohnten da beisammen; zwei griesgrämige Weibslente, von denen ich nie ein Lächeln sah, und denen wir durch unsern Spektakel im untern Stock oft zu Leid lebten.

Doch hatten wir zeitweilig auch Frieden mit den zwei Parzen*, die zur Sommers- und Winterszeit am Spinnrad saßen. War das Wetter gar zu unlustig draußen, im untern Stock die schneidige Hebamme zu Hause, und führte mich mein Genius gerade zu den zwei Freunden, so saßen wir manchmal am Nachmittag still um die alten mürrischen Weibsbilder, aber nicht ohne Absicht.

Gegen drei Uhr schleppte sich die Schwester Gärde (Luitgard) in die Küche und fabrizirte eine Art Kaffee, damals allgemein Schnizbrühe genannt; von der bekamen wir auch in einer irdenen Schüssel. Das war ein Göttertrank für unsere genügsamen Knabenkehlen. Kaum war er aber genossen, so empfahlen wir uns der lieben Einsamkeit in der kleinen Stube, wo nur das Schnurren der Spinnräder vernehmbar war.

Es war aber damit beiden Parteien geholfen. Die zwei Spinnerinnen saßen lieber allein, und manchmal konnte die Mutter des Rudolf zur Gärde sagen: „Gang un mach' d' Schnizbrüh', daß die Kerle us'm Hus komme.“ —

In diesem Häuschen lebte eine Generation früher das Gretle mit ihren Schwestern und ihrem Sohn „Karle.“ Die Zeit heilt alle Wunden, und so konnte, trotz der Einsamkeit, das Gretle mit den Jahren sein Leid leichter tragen und über dem Grab seiner irdischen Hoffnungen die Seelenruhe wieder finden.

Nur bisweilen brach die alte Wunde auf. Wenn der Karle, ein schöner, schwarzlockiger Knabe geworden, mit seinen Kameraden in Streit geriet und sie ihm spöttisch zuriefen: „Du bist jo nur 's Gretles Karle un hesch' bei Vater!“ — und der Arme heimeilte und seiner Mutter weinend klagte, da brach ihr fast das Herz in herbem Leid. Sie tröstete ihn mit den Worten: „Dein Vater ist im Himmel droben und hat Dich so lieb als diejenigen, die Dich verspotten.“

Die Menschen sind in gar vielen Dingen niederträchtig. Reichthum in Verbindung mit Laster und Gemeinheit nehmen sie gerne in Kauf, aber der Armut wird nichts verziehen. Ihr wird bei jeder Gelegenheit Schande und Ehrlosigkeit vorgeworfen. So werden beispielsweise oft arme, unehelich geborene Kinder, namentlich auf dem Lande, in der härtesten

*) Schicksalsgöttinnen.

Weise behandelt und beurteilt, und doch sind sie an beiden Mafeln mindestens ebenso unschuldig als ihre Spötter und Verächter.

Ja, es gab und gibt heute noch Priester, die glauben, Gott und seinem Sittengesetz eine Ehre anzutun, wenn sie es nach Jahren von der Kanzel verkündigen, der oder jene, die sich verheiraten wollen, seien unehelich geboren.

Man glaubt dadurch auf zukünftige Mütter unehelicher Kinder abschreckend zu wirken, vergißt aber, daß, während man ein an sich lächerliches Verhütungsmittel anwendet, ein absolut unschuldiger Mensch aufs tiefste gekränkt und verletzt wird.

Wir hatten in meiner Knabenzeit unter uns einige Kameraden, die „Ledige“ zu Müttern hatten. Aber überall, in der Schule und auf der Gasse, sei es, daß der Lehrer oder ein biederer Bürgersmann sie prügelte, jene armen Buben bekamen, in der Regel unter dem Vorbehalt ihres Geburtsmangels, jeweilen die doppelte Anzahl von Schlägen.

So hatte ich einen Mitschüler, Namens Othmar, der mit seiner Mutter, der „Dreher-Nanne“, einer Wäscherin, im ehemaligen Kloster wohnte. Den schlug ein Fuhrmann derart, daß er zeitlebens ohne Stock nicht mehr gehen konnte. Böse Buben nahmen dem Armen bisweilen den Stock, und dann fiel er beim ersten Schritt, den er machen wollte, um. Mich dauerte der Othmar stets, ich gab ihm manches Stück Brod, und wenn er dann, an einer Hausecke angelehnt, festen Stand hatte, wurde er heiter und lustig und sang sein Lieblingslied, das da anhub:

Napoleon ist nicht so stolz,
Handelt mit Schwefelholz.

Daß der Othmar so geschlagen worden, darüber krächte kein Hahn, noch dachte jemand an Schadenersatz für bleibende Körperverletzung. Früher geschah in der Richtung zu wenig zu Gunsten des betreffenden Individuums, und in unserer vom Humanitätsdusel angesteckten Zeit geschieht zu viel. Jetzt darf niemand mehr einem bösen Buben eine wohlverdiente Ohrfeige geben, ohne Gefahr zu laufen, gerichtlich belangt zu werden. Dafür nimmt aber die Rohheit, die sich nie durch Humanität vertilgen läßt, von Jahr zu Jahr zu.

Aehnlich wie zu meiner Zeit die „Ledigen“, so wurde vierzig Jahre früher auch des Gretles Karle behandelt, und das war's, was die alten Wunden der unglücklichen Mutter von Zeit zu Zeit wieder aufriß. Manche Schläge bekam der Karle besonders dafür, daß er seinem Kunstgenius überall und bei jeder Gelegenheit Ausdruck gab. Hatte er ein Stückchen Kreide gefunden oder, wie wir Buben es alle gern taten, aus einem Sandstein vor dem Hause eines Maurers oder bei einem Neubau



„Mine.“

Nach einem Gemälde von Defregger.

ein Stück „Kötel“ (Leberstein) herausgeschlagen, so fing er eben an zu zeichnen.

Da malte er auf eine Haustüre ein Schwein, dort auf einen Laden eine Kuh oder eine Krähe oder Gule — und überall hielt man seinen unschuldigen Kunsttrieb für Bosheit und Anspielung. Es regnete Verwünschungen und Hiebe auf den armen Knaben. Nur der alte Oberlehrer Blum machte es ihm gnädig bei den jeweiligen Klagen und erkannte den zukünftigen Maler.

In dem Geschlechte der Sandhasen war ja Kunst und Wissenschaft daheim, warum sollte nicht auch in des Gretles Karle ein Künstler stecken? Hatte ja doch seine Mutter bereits einen Bruder, der sich in der Kunst einen Namen gemacht hatte und als Hofmaler in der hessischen Residenz Darmstadt wohnte.

Von Zeit zu Zeit kam der in seine Heimat an der Kinzig, überzeugte sich vom Talent seines armen, verfolgten Neffen und nahm ihn, als er „aus der Schule war“, zu sich nach Darmstadt.

Nicht ungern verließ der Karle die Heimat, wo er wenig gute Freunde gehabt und viel Leid erfahren hatte in seinem jungen Leben, nicht ahnend, daß er noch mehr erfahren würde, in seinem Alter.

Nur ein Bürger hatte sich, außer dem Lehrer, des Gretles Karle angenommen. Der „Lichtläufer“, so genannt, weil er Läufer hieß und „Lichter zog“, war, zu meiner Zeit noch, der beste Lehrer im Flötenspieler. Er gab dem Karle und seinem Schulkameraden, dem Christian, unentgeltlich „Stunden auf der Flöte.“

Der Karle wurde Virtuoso, und dies Spiel hat ihm später seine Lebensnacht manchmal erhellt und vertröstet.

Das Flötenspieler war damals noch im Städtchen sehr verbreitet. An Werktag-Abenden und Sonntag-Morgen konnte man in jeder Gasse und in jedem Gäßchen im stillen Kämmerlein einen Flötens-Dilettanten seine Uebungen produzieren hören.

Wie es unserm Karle in Darmstadt ging, wo er unter den Augen seines Onkels zum Maler sich ausbildete, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Das weiß ich aber, daß er nach einigen Jahren in die Heimat zum Besuch seiner Mutter kam und ihr als erste Probe seiner Kunst ihr eigenes Porträt malte. Er war ein bildschöner Mensch geworden. Wal lendes schwarzes Haar, eine breite, hohe Stirne, große, tief liegende, geistvolle Augen und eine hohe, schlanke Gestalt — schufen ihn zu einem vollendet schönen Jüngling.

Einige Porträte, die er im Kinzigtale ausführte, machten einen in Offenburg lebenden reichen Polen auf den jungen Künstler aufmerksam,

und er lud diesen ein, ihn nach Wien zu begleiten. Dort wolle er für seine weitere Ausbildung sorgen.

Der Weg führte über München. Der Eindruck, den diese Stadt durch ihr damals gerade erwachsendes Kunstleben auf ihn machte, war so stark, daß er sich verbar, bis sein Gönner abgereist war. Wie von einem Bann gefesselt, blieb er auf eigene Faust in der bayerischen Residenz. Hier scheint er auch dem großen Maler Cornelius näher getreten zu sein; denn in seinen spätern Zeiten sprach und schrieb er oft von diesem Künstler.

Drei glückliche Jahre vergingen dem Karle in dem neuen Zsar-Athen. Aus Italien aber waren die Titanen alle gekommen, die in München der Kunst eine Heimstätte zu gründen begannen. Dorthin sehnte sich, wie jede Künstlerseele, auch der Maler Sandhas.

Eines Tages war er aus dem Kreise seiner Freunde verschwunden. Niemand wußte, wohin; alles ahnte aber, er sei über die Alpen gewandert. Und es war so. Von Venedig ward seiner Mutter die erste Kunde, und am Strande Neapels traf ihn ein Münchner Künstler, der nach ihm die Zsarstadt verlassen. Sandhas hatte, ein Fußgänger wie wenige, ganz Italien durchwandert, von den Apenninen bis zum Besue alle Berge durchstreift und in allen bedeutenden Städten seine Studien gemacht.

Jahr und Tag waren wieder vergangen, da faßte ihn am Golf von Neapel das Heimweh nach den tannendunkeln Wäldern an der Kinzig. Die Natur allein hatte ja in der Knabenzeit neben seiner Mutter ihm ungetrübte Freude gemacht, sie allein blieb ihm später treu, als alles ihn verlassen.

Darum zog er rastlos wandernd heimwärts. Es war im September des Jahres 1826. Die Herbstsonne stand über dem Häuschen am Graben und küßte die Blumen am Fenster Gretles, das einjam in seinem Stübchen saß. Ihre Schwestern hatte der Tod abgeholt. Da schritt der Karle als wunderbar schöner, gebräunter Mann mit dunklem Vollbart, ein Christuskopf, den schmalen Weg vom obern Stadtthor herunter der Hütte der Mutter zu. Ihr Auge hatte ihn trotz seiner Veränderung sofort erkannt, und voller Herzensfreude eilte sie ihm entgegen, hinab unter die Haustüre.

Im ganzen Städtchen, nicht bloß bei seiner Mutter, erregte der schöne aus Italien heimgekehrte Karle Erstaunen. Er brachte auch meinem Großvater, dem Becke-Peter, Grüße von seinem Bruder, dem Nudle-Toni, der in der ewigen Stadt tat, was er in seines Vaters Backstube zu Hause

gelernt: er machte Nudeln, ein gutes Geschäft selbst im Lande der Macaroni. Der Karle hatte ihn in Rom besucht und manche Unterstützung bei ihm genossen.

Den ganzen Tag über war in der nächsten Zeit Gretles Stübchen von jungen und alten Haslachern besucht, denen der Karle seine Studien zeigte, welche er in Italien aufs Papier gebracht hatte und zu denen er entsprechenden Text zu geben mußte.

Die besseren Bürger und Bürgerinnen wollten jetzt alle von dem Karle gemalt sein, und Arbeit gab's in Hülle und Fülle. Er führte alle diese Porträte in Aquarell und zwar ganz vorzüglich aus. So malte er in jenen Tagen allein aus meiner Familie: Meine mütterlichen Großeltern, meine Eltern als junges Ehepaar und den Bruder des väterlichen Großvaters, den Pfarrer, der damals seine alten Tage im Ruhestand im elterlichen Hause verlebte. Sämtliche Bilder sind heute in meinem Besitz und erinnern mich gar oft nicht bloß an die Originale, sondern auch an den unglücklichen Künstler, der die Porträte schuf.

Bald ging durchs ganze Tal der Ruf des Porträtmalers von Hasle, und überallhin wurde er gebeten, und es wird heute noch von Offenburg bis Wolfach gar manch' altes Familienbild existiren mit dem Monogramm „Karl Sandhas“.

Aber auch die Naturstudien in Feld und Wald vergaß der junge Künstler nicht. Bald saß er am roten Kreuz oben unter einer Tanne und zeichnete das liebliche Land zu seinen Füßen, bald stand er auf der Kinzigbrücke und entwarf ein Bildchen aus dem Uferleben, bald weilte er im Klostergarten der Kapuziner, um einen oder den andern der Klosterbrüder bei der Arbeit zu skizziren.

Das Kloster war längst aufgehoben, nur wenige Mönche wohnten noch da zum Aussterben, und einen Teil des großen Gartens bebauten bereits, wie heute noch, Bürgerleute. Drum traf eines Morgens zur Sommerszeit der Maler im Garten ein Mägdlein, das aus dem Klosterbach Wasser schöpfte, um ihre Blumen zu begießen. Er hatte sie früher nie gesehen. Sie war die Tochter eines fürstenbergischen „Jägers“, wie in jener poetischen Zeit, wo sie noch mehr mit dem Wald als mit der Feder zu tun hatten, die Förster genannt wurden.

Ein fürstlicher Rentmeister und ein Jäger saßen damals noch zu Hasle, wo ringsum der Fürst von Fürstenberg Wald und Feld in Fülle besitzt.

Dem alten Jäger war der junge Maler schon oft begegnet, wenn dieser im Wald, des Künstlers Lieblingsspaziergang, herumgestreift war. Aber des Jägers Töchterlein nannte ihm zum ersten Mal, auf sein Be-

fragen, im Kapuzinergarten der greise Bruder Dthmar, den auch ich noch gekannt. „Des Jägers Mine“ hatte keine Ahnung davon, daß der Maler, der stumm und still an der Klostermauer saß mit seinem Skizzenheft, sie abkonterseite, und noch weniger, daß derselbe, je länger er sie ansah, um so unruhiger wurde in seinem Herzen. —

Sein Ruf als Künstler hatte dem Karle endlich auch die Gunst des Stadtrates gewonnen. Obwohl sonst kein Prophet und noch weniger ein Künstler etwas gilt in seiner Vaterstadt, so bestellten die Väter des Städtchens doch bei's Gretle's Karle zwei Bilder.

Zunächst ein Porträt des ehemaligen Pfarrers Lipp. Dieser, ein geborener Haslacher und Pfarrer in seiner Vaterstadt, muß ein bedeutender Mann gewesen sein, denn er war päpstlicher Prälat und Prototypar. —

Es kann zwar auch ein unbedeutender Mann derartige Titel bekommen, wie auch einen Orden. Allein wenn ein Pfarrer von Hasle auf jene Stufe der Prälatur erhoben wurde, so muß er was Tüchtiges gewesen sein.

Lipp, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte, hinterließ seiner Vaterstadt eine Stiftung und seinen Mitbürgern einen silbernen Becher, aus dem sie bei öffentlichen Mahlen sich „den Frieden zutrinken sollten.“ Zu meiner Knabenzeit geschah dies noch regelmäßig an des Großherzogs Geburtstag.

Jetzt hat die schöne Sitte aufgehört, wohl weil der Prälat Lipp es vergaß, auch den nötigen Wein zum leeren Becher zu stiften.

Sein Bild hing seit seinem Tode im Ratszimmer, war aber defekt und fast unkenntlich geworden.

Der Karle fertigte für 30 Gulden eine sehr gute Kopie, die heute noch die Ratsstube ziert, dem Pfarrer und ihm zur Ehre.

Nachdem das Porträt so gut ausgefallen war, folgte ein größerer Auftrag von Seiten des Stadtrats: eine Himmelfahrt Mariä auf den Muttergottes-Altar in der Pfarrkirche.

Die alten Haslacher waren ein frommes Geschlecht und deshalb große Verehrer der Muttergottes. Ich sah in meiner Knabenzeit noch die ersten Bürger an „Mariantagen“ mit dem Schild der Rosenkranz-Bruderschaft zur Kirche wallen. Darum sollte des Gretles Karle auch die Muttergottes mit seinem Pinsel verherrlichen.

Alle großen Meister des Mittelalters haben die Madonnenbilder ihrem Lande und ihrem Volke entnommen; gar oft waren es Frauen-gestalten, die ihrem Herzen nahe stunden. Ähnlich verfuhr auch der junge Maler an der Kinzig. Er konnte sich kein edleres und züchtigeres

Frauenbild denken als des Jägers Mine, die, seitdem er sie im Klostergarten gesehen und gezeichnet, wie eine Heilige vor ihm stand, und mit der er noch kein Wort gesprochen hatte.

So malte er denn auf sein Bild „Mariä Himmelfahrt“ die Mine als Hauptfigur, unter ihr die Weltkugel und eine Schar von begleitenden Engeln. Von der Erde schaute in einer Ecke des Bildes der Karle selber als Apostel der Himmelfahrt zu. So ward das Bild zum ersten Mal im Rathaus-Saale an einem „Ratstag“ ausgestellt, damit die Senatoren die ersten Prüfermienen darauf werfen sollten.

Raum hatte aber der alte Ratschreiber Soderer, dem das Bild vor Eröffnung der Sitzung gebracht worden war, und der die erste Violine im Räte spielte, über seine große Brille hinweg das Gemälde fixirt, als er unter den Aposteln des Gretles Karle erblickte. Die Madonna war ihm nicht aufgefallen, weil er die jungen Mädchen nicht kannte. Aber das eine war ihm schon genug, daß der Sandhas, ein unehelicher, junger Mensch, sich unter die Apostel stellte. Wenn er ihn, den alten, würdigen Generalstabschef des Stadtrats kopirt hätte, wäre es noch etwas anderes gewesen, so aber verdarb ihm der Malerkopf das ganze Bild.

Während er grimmigem Blickes über dem Gemälde saß und entrüstet in sich hineinmurmelte, kam der älteste Stadtrat, der Becke-Fidele, in das Zimmer. Der schlug, noch ehe der Ratschreiber Zeit hatte, ihm den verdächtigen Apostel zu zeigen, die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Dia Muatter-Gottes isch jo 's Jägers Mine!“ Der Fidele kannte als Bäcker, bei dem sie täglich aus- und eingingen, alle Mädchen im Städtle und so auch die Madonna auf des Sandhasen Bild.

Indessen kamen die übrigen Ratsherren samt dem Bürgermeister angerückt und mit jedem Mann mehrte sich die Entrüstung, die auch leicht begreiflich war. Am Nachmittag ging wie ein Lauffeuer durchs ganze Städtchen die Freveltat des Malers. Ihn selber hatte der Rat am Morgen noch holen lassen und ihm sein Bild voll Entrüstung „heimgeschlagen“. Empört über den Mißverstand, den die allgemeine Maler-Licenz bei den Vätern der Heimat gefunden, reizte er dieselben mit den Worten: „Wenn Ihr meine Himmelfahrt Mariens so beurteilt, dann will ich Euch eine Geburt Christi malen und die Motive zu Dchs und Esel aus dem Stadtrat nehmen.“

Mit diesen Worten trat er aus dem Ratszimmer und ließ die Ratsherren in doppelter Entrüstung hinter sich. Der Becke-Fidele beantragte, das Bild zu verbrennen und des Gretles Karle beim Obervogt wegen Beleidigung zu verklagen. Dagegen erhob sich, ein zweiter Gammaliel an Weisheit, der alte Buchbinder Hinterkirch. Dieser, den ich

als Knabe noch hochaufgerichtet, langsam und gravitatisch in die Rats-sitzungen wandeln sah, war aus Württemberg nach Hasle eingewandert und besaß alle Klugheit eines echten Schwaben. „Wenn wir“, so meinte er zu seinen empörten Kollegen, „den Antrag des Becke-Fidele zum Beschluß erheben, wird Schaden und Spott unser Los sein. Verbrennen wir das Bild, so verklagt uns der Sandhas, und wir haben den Schaden; verklagen wir aber ihn wegen des boshaften Witzes, so wird dieser all-gemein bekannt, und wir haben den Spott zum Schaden.“

Diese Weisheit sahen alle ein, selbst der Becke-Fidele, und in Folge eines weiteren Antrags des Buchbinders ward das Bild vom Ratsdiener vor die Türe des Hauses gestellt, in welchem der Maler mit seiner Mutter wohnte.

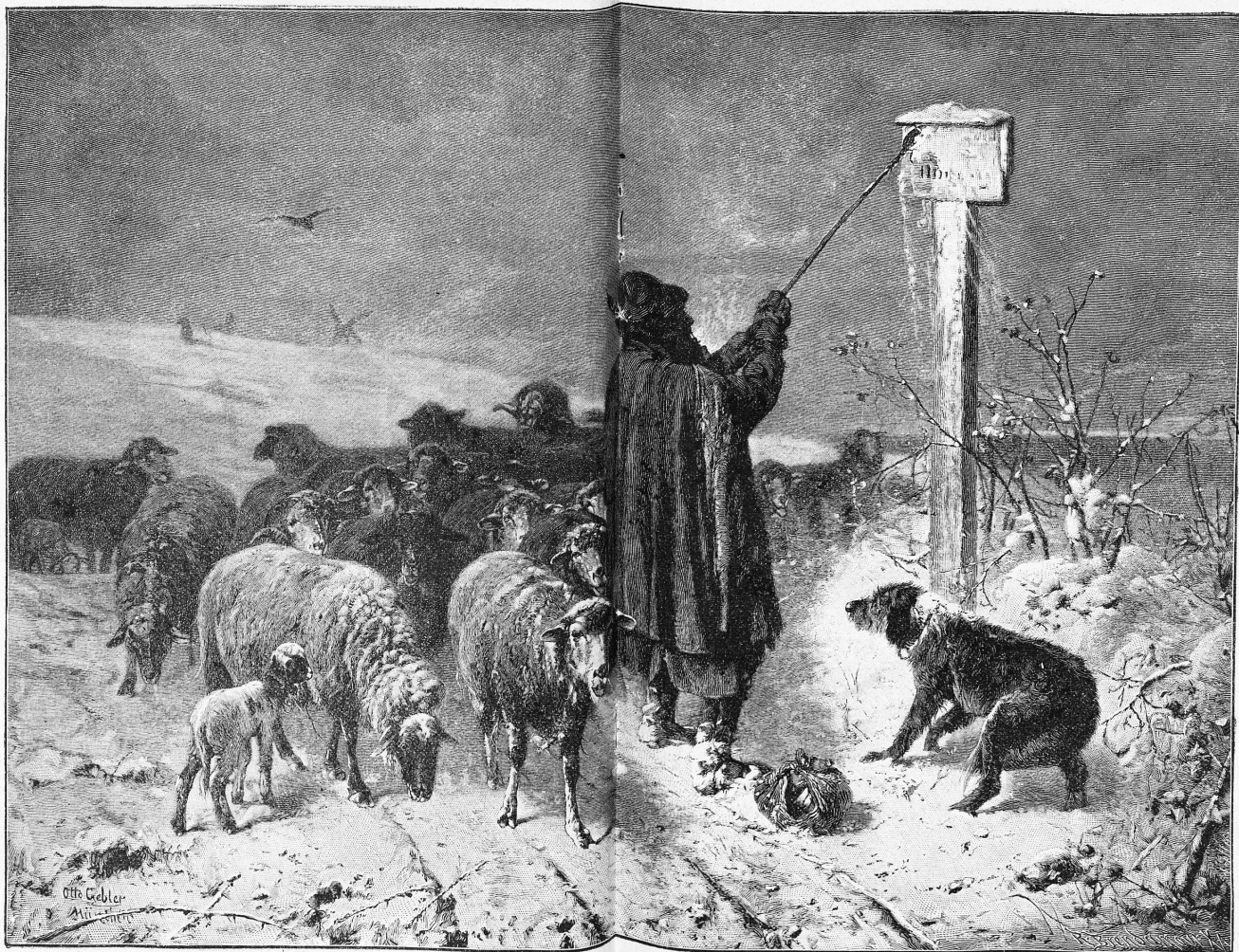
Es war Sommerszeit und warmes, trockenes Wetter; darum ließ der empörte Künstler das Bild einige Tage stehen, wo der Scherge des Rats es abgelegt. So hatte alles im Städtchen Gelegenheit, des Jägers Mine als Muttergottes und den Karle als Apostel zu betrachten und seine Glossen darüber zu machen. Alles schimpfte natürlich auf den frechen Maler, nur die erwachsenen Mädchen beneideten im stillen die schöne Mine um ihre hohe Rolle.

Diese hatte viel zu leiden. Wo sie sich blicken ließ, hieß es: „Da kommt die gemalte Muttergottes.“ Aber die Kunde, daß der Maler, den sie im Klostergarten so oft gesehen, sie derart verherrlicht habe, erregte in ihrem Herzen — weibliche Wesen haben in der Richtung ein feines Gefühl — auch sofort die Ahnung, warum dies geschehen sein möchte.

Es kam, wie es zu kommen pflegt, die alte Geschichte vom menschlichen Herzen, die ewig neu wird in ihrer Lust und in ihrem Weh.

Unter dem großen Lindenbaum vor dem Gartentor am Kapuzinerkloster fanden sich bald hernach zwei Seelen, der Karle und die Mine, und schwuren sich in althergebrachter Art Liebe und Treue. Und der alte Bruder Othmar, der Kapuziner, störte die Liebenden nicht, so oft sie auch unter der Linde stunden und sich ihr Leid klagten. Die Zweige des Lindenbaumes flüsterten mit ihnen, und das Bächlein nebenan nahm leise rauschend ihr Geflüster mit sich fort.

Sie hatten sich viel Leid zu klagen, denn der alte Jäger wollte nichts davon wissen, daß seine Tochter einen Maler heirate, der dazu noch ein Tagdieb sei und in den Wäldern umherstreife. Und von allen Leuten mußte die Mine sich verspotten lassen nicht bloß wegen des Madonnabildes, sondern auch wegen des „Molers“, von dem sie jetzt zu sagen begannen: „Es ist eben ein halbverrückter Kerl wie alle Sandhasen.“



„Verfehlter Weg.“ ist ein Gemälde von Gebler.